

Teil A: Voraussetzungen

1. Elementare Hinführung zum naturwissenschaftlich-theologischen Dialog

Joachim Weinhardt

Der naturwissenschaftlich-theologische Dialog wird seit Beginn des 20. Jahrhunderts recht intensiv gepflegt.¹ Das war nicht immer so! Vielmehr gleicht das Verhältnis zwischen den Naturwissenschaften und der Theologie in etwa dem von Geschwistern, in dem es Phasen der Koexistenz, des Konfliktes und, wenn es gut geht, schließlich der Freundschaft gibt, in der jedoch die gemeinsame wechselvolle Geschichte stets bewusst bleibt.

In dieser elementaren Hinführung zum naturwissenschaftlich-theologischen Dialog – sie ist für Studienanfänger gedacht – sollen einige wichtige Wendepunkte im Verhältnis der beiden Partner betrachtet werden. Zuvor ist dazu aber eine erste Bestimmung der Begriffe „Naturwissenschaft“ und „Theologie“ notwendig.

1. Naturwissenschaft

Ein brauchbare erste Definition für Naturwissenschaft enthält zwei Bestimmungen: Die Naturwissenschaft² hat als ihren Gegenstand Dinge und Kräfte, die in Raum und Zeit gegeben sind. Dabei kann es sich um große Dinge handeln wie Galaxien und Sterne, um kleine wie Atome und ihre Teilchen und um Gegenstände aus mittleren Dimensionen wie Steine, Bäume, Katzen und Menschen. Beim Menschen wird die Sache dadurch kompliziert, dass räumlich-zeitlich

¹ Schon 1987 konnte Jürgen Hübner eine gewaltige Bibliografie zum Thema vorlegen: Der Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Ein bibliographischer Bericht (Forschungen und Berichte der Evangelischen Studiengemeinschaft 41).

² Auf die Diskussion der Frage, ob der Begriff Naturwissenschaft im Singular oder im Plural gebraucht werden darf oder muss, wird hier nicht eingegangen.

zunächst nur sein Körper gegeben ist. Nur so weit zählt er klassischer Weise auch als naturwissenschaftlicher Gegenstand. Gedanken hingegen, Gefühle und Willensakte werden in Raum und Zeit nicht ansichtig. Sie sind Gegenstände anderer Wissenschaften wie etwa der Psychologie, der Ästhetik und der Philosophie³.

Das zweite zur Definition der Naturwissenschaft notwendige Element bezieht sich auf ihre Methode. Diese besteht in der Beobachtung von und im Experiment mit ihren Gegenständen sowie aus der theoretischen Reflexion derselben. Über das Wesen der naturwissenschaftlichen Methode gibt es ebenfalls tiefeschürfende Auseinandersetzungen.⁴ Was man ohne zu starke Vergrößerung sagen kann ist: Die naturwissenschaftliche Methode, die man auch gerne als die experimentelle Methode bezeichnet, hat zunächst ihre Gegenstände und Begriffe zu definieren und dann mögliche Zusammenhänge zwischen verschiedenen Gegenständen und den raumzeitlichen Kräften zu entwerfen. Diese möglichen Zusammenhänge (z. B.: „Blaue Gegenstände fallen schneller zu Boden als rote“), Hypothesen genannt, müssen dann in einem Experiment geprüft werden. Dazu muss zuerst die apparative Anordnung ausgedacht werden, die zur Hypothese passt. Hat man dies geschafft, führt man das Experiment aus, und zwar mehrfach und unter Veränderung der Versuchsbedingungen, um Zufälle zu vermeiden.

In unserem Beispiel würde man sich rote und blaue Gegenstände beschaffen, die sich nur in der Farbe unterscheiden. Außerdem benötigen wir eine Vorrichtung, an der man Falluntersuchungen anstellen kann. Wir werden etwa gleichgroße, aber verschiedenfarbige Kugeln aus demselben Metall parallel herabfallen lassen und sie beobachten. Beim ersten Fall der roten und blauen Kugel werden wir sehen, dass unsere Hypothese nicht bestätigt wird – beide sind gleich schnell. Das könnte nun aber auch Zufall sein, so dass wir dieses Experiment mehrfach wiederholen. Das Ergebnis wird dasselbe sein wie beim ersten Durchgang. Nun könnte es sich aber ferner so verhalten, dass nur bei fallenden *Kugeln* die Geschwindigkeiten gleich sind (etwa weil Kugeln ohnehin besondere geometrische Körper sind). Also müssen wir uns weitere Versuchsreihen ausdenken, in denen andere Körper, die sich nur durch ihre Farbe unterscheiden, untersucht werden.

Welche Beweiskraft solche experimentellen Untersuchungen für die Wahrheit der überprüften Hypothesen hat, wird erkenntnistheoretisch ebenfalls nicht völlig einstimmig beurteilt (Erkenntnistheorie bzw. Wissenschaftstheorie ist ein

³ Es gibt, um den Sachverhalt etwas weiter zu differenzieren, eine Psychologie mit naturwissenschaftlichem Anspruch. Denn auch das Verhalten von Menschen ist räumlich-zeitlich beschreibbar, und aus diesem Verhalten können Rückschlüsse auf seelische Vorgänge gezogen werden (z. B.: „Er weint, wenn er geschlagen wird. Er wird wohl Schmerzen haben“). Dennoch sind Gedanken und Gefühle nicht unmittelbar beobachtbar, und über den Zusammenhang von Körper und Geist im Allgemeinen gibt es einen jahrhundertealten philosophischen Disput. Der Beitrag von Klaus Peter Rippe und einer von Dirk Evers in diesem Buch gehören in den Umkreis dieser Debatte.

⁴ Eine gut lesbare und niveauvolle Einführung bietet: Hans-Dieter Mutschler: Physik und Religion. Perspektiven und Grenzen eines Dialogs, 2005.

1. Elementare Hinführung zum naturwissenschaftlich-theologischen Dialog 11

Zweig der Philosophie. Jemand kann ein brillanter Naturwissenschaftler sein und dennoch ein schlechter Wissenschaftstheoretiker).

Anhand dieser Definition von Naturwissenschaft können wir jetzt zwei wichtige Einschnitte in der Geschichte der Naturwissenschaft benennen.

2. *Antike Naturwissenschaft*

Zum einen finden wir echtes naturwissenschaftliches Arbeiten schon in der vorchristlichen Antike. Aristoteles hat beschrieben, wie durch Beobachtung induktiv Wissen hergestellt wird: Man beobachtet, dass sich manche Vorgänge in ihrem Verlauf immer wieder gleichen. Das kann etwa die Phasenentwicklung einer Krankheit sein. Auf einem höheren Komplexitätsniveau könnte es die Beobachtung sein, wie verschiedene Arzneien ein und dieselbe Krankheit beeinflussen. Wenn genügend solcher Fälle beobachtet werden, steht am Ende die allgemeine Erkenntnis: Dieses bestimmte Kraut hilft bei jener bestimmten Krankheit. Aus der Zusammenstellung verwandter Erkenntnisse ergibt sich dann die medizinische Kunst.

Eine Schranke, die Aristoteles nicht überwunden hat, ist das Experiment. Der große Philosoph hat wohl selbst gezielt beobachtet und auch allerlei Handwerker und Händler nach ihren Beobachtungen gefragt. Aber er hat nicht selbst experimentiert: Er hat sich keine apparativen Vorrichtungen ausgedacht, mit welchen man Hypothesen überprüfen könnte, die aus der Alltagsbeobachtung erwachsen sind. Der um ein Jahrhundert jüngere Archimedes von Syrakus hat dann statische und hydrostatische Experimente durchgeführt und einige waffentechnische Erfindungen gemacht. Dennoch hat sich die experimentelle Methode auch nach Archimedes bei den hellenistischen Naturforschern nicht durchgesetzt. Man blieb bei der genauen Beobachtung der Naturvorgänge, ohne diese in einen technischen Apparat einzuspannen. Doch schon durch die Beobachtung alleine wurden beachtliche Erkenntnisse erarbeitet. Aristarch von Samos, ein etwas älterer Zeitgenosse des Archimedes, entwickelte so schon das heliozentrische Weltmodell. Es konnte sich jedoch gegen das sinnenfälligere geozentrische nicht behaupten.

3. *Scholastische Naturphilosophie*

Die Naturwissenschaft der Antike starb aus, verursacht durch ein komplexes historisches Faktorenbündel. Im europäischen Mittelalter wurden zwar an den Universitäten die Schriften des Aristoteles und Galens gelesen und ausgelegt, auch die naturwissenschaftlichen. Aber die Professoren, die dies taten, experi-

mentierten nicht selbst und beobachteten auch nicht. Das gesamte früh- und hochmittelalterliche Universitätswesen betrieb reine Textwissenschaft: Mediziner studierten medizinische Bücher antiker Ärzte; Juristen studierten die Rechtskorpora des römischen Reichsrechts und des Kirchenrechts; Theologen studierten die Bibel; und Philosophen studierten die Schriften der antiken Philosophen. Es wurden in den vier Fakultäten der mittelalterlichen Universität also jeweils alte, autoritative Texte, in schulmäßiger Weise („scholastisch“) vorgelesen (daher der Begriff „Vorlesung“), mitgeschrieben und erklärt. Die mittelalterlichen Philosophen tradierten die Ergebnisse des Aristoteles weiter, wendeten aber die Methode des Aristoteles nicht selbst an. Deswegen kann man sie auch nicht Naturwissenschaftler, sondern allenfalls Naturphilosophen nennen.⁵

4. *Neuzeitliche experimentelle Naturwissenschaft*

Der Anfang der neuzeitlichen Naturwissenschaften ist eng mit den Namen von Kopernikus und Galilei verbunden. Kopernikus beobachtete die Sterne und Planeten und stellte eine neue Theorie des Planetensystems auf, bzw. er etablierte die Theorie des Aristarch, was diesem selbst nicht gelungen war. Eine experimentelle Überprüfung des neuen, heliozentrischen Weltbildes konnte auch Kopernikus nicht liefern. Galilei widerlegte experimentell das aristotelische Bewegungsgesetz durch seine berühmten Fallversuche und machte mit neuem technischem Gerät, dem Fernrohr, astronomische Beobachtungen, die für das heliozentrische und gegen das geozentrische Weltbild sprachen. Es waren nicht nur Kirchenleute, sondern auch aristotelische Naturphilosophen, die gegen das neue Weltbild waren. Obwohl sich beide Konfessionen langsam mit der kopernikanischen Revolution arrangierten, steht Galilei doch symbolisch für die erste richtig schwere Belastungsprobe für das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und Theologie.⁶ Er hat mittelbar durch seine Beobachtungen und unmittelbar durch seine erkenntnistheoretischen Schriften immens auf die Theologie eingewirkt.

⁵ Ausnahmen von dieser Regel gab es auch. Lynn Thorndike sammelte sie in seinem großen Werk: *A History of Magic and Experimental Science during the First Thirteen Centuries of our Era*, 2 Bde., 1923; Ders., *A History of Magic and Experimental Science. Fourteenth and fifteenth centuries*, 2 Bde., 1934.

⁶ Darwins Evolutionstheorie, ein vergleichbar großes Problem für die Theologie des 19. Jahrhunderts, wird von Thomas Junker und Günter Altner in diesem Buch behandelt.

5. Theologie

Theologie kann – ebenso *prima vista* wie oben Naturwissenschaft – definiert werden als diejenige Wissenschaft, die den Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens im Horizont des Wahrheitsbewusstseins einer jeweiligen Zeit verantwortet. In dieser Beschreibung stecken folgende Elemente:

Zunächst einmal hat die Theologie den Glauben zu seiner Voraussetzung. Ohne christlichen Glauben gibt es keine christliche Theologie. Aber man kann deswegen doch nicht einfach sagen: Der Glaube ist der Gegenstand der Theologie so wie die Dinge und Kräfte Gegenstand der Naturwissenschaften sind.⁷ Denn die Theologie behandelt nicht *irgendwie* den Glauben, sondern sie *verantwortet den Wahrheitsanspruch* des Glaubens. Der christliche Glaube geht gewiss nicht auf in Aussagen über Gott und die Welt und den Menschen (denn er ist auch eine praktische Lebenshaltung), doch impliziert er solche Aussagen durchaus. Insofern ist Theologie die Wissenschaft, die – unter anderem – die Aussagen des Glaubens über Gott, Welt und Mensch vor dem Wahrheitsbewusstsein einer Zeit verantwortet. Damit sind auch diese drei Terme Gegenstand der Theologie, zusätzlich zum Glauben selbst. Man könnte diese Gegenstandsbestimmung im Anschluss an Thomas von Aquin auch so ausdrücken: Alles Seiende ist Gegenstand der Theologie, und zwar unter dem Aspekt, was es mit Gott zu tun hat. Die Theologie hat also Gegenstände mit anderen Wissenschaften gemein – etwa die „Welt“ –, aber eine bestimmte Fragehinsicht unterscheidet die Theologie von den anderen Wissenschaften auch bei solchen gemeinsamen Gegenständen. Die Welt ist ein theologischer Gegenstand, insofern sie von Gott erschaffen und dem Menschen zur Verantwortung übergeben ist. Der Geografie oder der Astronomie ist die Welt in anderen Hinsichten ein Gegenstand.

Welches ist die Methode der Theologie? Um die oben geschilderte Aufgabe zu lösen, hat die Theologie zunächst zu bestimmen, was christlicher Glaube überhaupt sei. Dazu ist sie an die Texte des Alten und des Neuen Testaments verwiesen, weil in diesen die historischen Ursprünge des christlichen Glaubens dokumentiert sind. Also ist Theologie Textauslegung, alt- und neutestamentliche Exegese. Was Christentum ist, bestimmen wir durch eine methodisch reflektierte Interpretation biblischer Texte. Um den Wahrheitsanspruch des Glaubens im Horizont des Wahrheitsbewusstseins einer Zeit zu verantworten, muss die Theologie sodann dieses Wahrheitsbewusstsein kennen. Damit ist sie wesensmäßig auf den Dialog mit den anderen Wissenschaften angelegt, welche – wenn es

⁷ Es gibt allerdings eine Wissenschaft, deren Gegenstand der christliche Glaube ist, ohne dass sie seinen Wahrheitsanspruch mitverantwortet: Die Religionswissenschaft. An die Verhältnisbestimmung von Theologie und Religionswissenschaft knüpft sich eine sehr weitläufige Debatte.

gut geht – das Wahrheitsbewusstsein einer Zeit repräsentieren. Dieser Dialog und jene Verantwortung ist Aufgabe der Systematischen Theologie.

Da die Wissenschaften – sowohl die Theologie selbst als auch die anderen – geschichtlichen Entwicklungen unterliegen, hat es sich als sinnvoll erwiesen, die Geschichte auch der Theologie und der Kirche einer eigenen theologischen Teildisziplin zu überweisen, der Kirchengeschichte. Die Praktische Theologie schließt den theologischen Fächerkanon ab. Sie ist notwendig, weil der christliche Glaube gemeinschaftsbildend wirkt. Diese Gemeinschaft – die Kirche – bildet Ämter aus: LeiterInnen des Gottesdienstes, LehrerInnen, MissionarInnen, KirchenmusikerInnen und andere, die spezifische Kenntnisse benötigen, um ihre Ämter kompetent auszuüben. Die Praktische Theologie reflektiert und vermittelt diese Kompetenzen.

Sowohl die Definition der Naturwissenschaft als auch die der Theologie ist hier so formuliert, wie wir beide Disziplinen aus der Kenntnis ihrer langen Geschichte heraus heute begreifen. Experimentelle Naturwissenschaft gab es in der Antike nicht überall und im Mittelalter kaum irgendwo. Entsprechend hätte auch ein mittelalterlicher Theologe anders als wir sein Fach so bestimmen können: Theologie ist die Kenntnis der Bibel und die Weiterverbreitung ihrer Hauptinhalte durch Predigt und Schule. Der Begriff „heilige Seite“ (*sacra pagina*) war im Mittelalter geradezu synonym zu „Theologie“. Wer also Theologie studieren ging, etwa nach Paris, ging „die heilige Seite“ studieren, im Gegensatz etwa zu einem angehenden Arzt, der die Seiten Galens studierte. Im Vergleich zur heutigen Theologie, die Teil hat an der Geschichtlichkeit der Wissensentwicklung, war die mittelalterliche Theologie statisch und traditionalistisch eingestellt.

6. Das Verhältnis von Naturphilosophie und Theologie im Mittelalter

Das mittelalterliche Schul- und Universitätswesen ist in kirchlicher Trägerschaft entstanden. Denn nach der germanischen Völkerwanderung war im Westteil des römischen Reiches das staatliche Bildungswesen zusammengebrochen. Schulen wurden nur an den Bischofsitzen unterhalten, um angehende Kleriker auszubilden, und in den Klöstern, um die heranwachsenden Mönche und Nonnen zu unterrichten. Gelegentlich gab es in Klöstern eine sog. externe Schule, in der die Kinder der adligen Klosterstifter zeitweilig aufgenommen wurden.

Aus klerikalen und – späteren – privaten städtischen Schulen entstanden im 13. Jahrhundert die ersten Universitäten. Auch sie waren durchgreifend kirchlich geprägt, was etwa daran ersichtlich war, dass alle Studenten zölibatär leben mussten. Im Laufe der Antike und des frühen Mittelalters hatte sich ein Stoffkanon gebildet, der kaum Spannungen zwischen der Theologie und den übrigen

Wissenschaften aufkommen ließ. Was an naturwissenschaftlichen Kenntnissen aus der Antike im Widerspruch mit dem christlichen Glauben stand – etwa der epikuräische Materialismus –, war spätestens im frühen Mittelalter aus den Lehrplänen ausgeschieden worden. Erste Konflikte zwischen – *Naturwissenschaft* kann man nicht sagen, also – *Naturphilosophie* und Theologie sind mit dem Namen des Aristoteles verbunden.

Einige logische Schriften des Aristoteles gehörten zur mittelalterlichen Grundbildung und wurden im Philosophiestudium gründlich behandelt. Jeder, der Medizin, Recht oder Theologie studieren wollte, musste zuerst einen Abschluss in Philosophie machen (in den sog. *artes liberales*). Anhand aristotelischer Schriften lernte man, Begriffe zu definieren, Sätze zu bilden und Schlüsse zu ziehen. Aristoteles war also tief verankert in der europäischen Universität, und als seit dem 12. Jahrhundert auch seine naturwissenschaftlichen Schriften bekannt wurden, kam es zum Konflikt. Denn Aristoteles hatte die Meinung vertreten, dass die individuelle Seele nicht unsterblich sei und dass die Welt keinen zeitlichen Anfang habe.

Dass der zweite Satz christlichen Glaubensinhalten widerspricht, ist ersichtlich. Bei der Sterblichkeit der Seele ist dies jedoch nicht der Fall. Denn christlicher Glaube hofft auf die Auferweckung der Toten durch Gott, nicht auf das Überleben der Seele beim Tod.⁸ Indessen hatte sich jene Verwechslung in die Glaubenslehre eingeschlichen, und Bischöfe verboten die lehrhafte Vertretung jener beiden aristotelischen Sätze.

Dieser Konflikt konnte noch einigermaßen unterdrückt werden, auch wenn bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts weitere antike, im frühen Mittelalter verschollene Lehrmeinungen bekannt wurden, die mit der christlichen Anschauung nicht übereinstimmten. Die große Auseinandersetzung zwischen Theologie und Naturwissenschaft stellte sich jedoch erst im 16. Jahrhundert ein.

7. Kopernikus, Galilei und die Folgen

Als Martin Luther erfuhr, dass Kopernikus das Planetensystem auf den Kopf stellen wollte (so sah es zumindest für ihn aus), konnte er dies mit einem Verweis auf die Bibel als Narretei abtun. Das war nicht verwunderlich, denn durch die Reformation wurde die Autorität der Bibel im Vergleich zum Mittelalter noch einmal gesteigert. In der Bibel aber war ein geozentrisches Weltbild vorausgesetzt. Im Buch Josua (10,13) heißt es: „Da stand die Sonne still, und der Mond blieb stehen“. Also, folgerte Luther – und viele mit ihm –, könne die Sonne unmöglich unbewegt im Zentrum des Planetensystems stehen. Denn wenn sie da

⁸ Vgl. u. S. 159.

ruhte, wäre es unsinnig zu sagen, dass Gott sie angehalten habe. Da es aber so in der Bibel stand, musste Kopernikus sich täuschen.

Zwar war es auch ein evangelischer Theologe, Andreas Osiander, der das Buch des Kopernikus zum Druck gebracht hatte. Aber dazu musste er seinen Inhalt deutlich entschärfen. Im Vorwort schrieb er, die Theorie des Kopernikus sei nur eine Hypothese (nicht im oben genannten Sinn!), welche es erlaube, die Berechnung der Planetenbahnen zu verbessern. Das heißt: In Wirklichkeit könne schon die Sonne um die Erde kreisen, aber zur effektiveren Berechnung der Bahnen möge man so tun, als sei es umgekehrt.

Diese Halbheiten wurden durch Galilei überwunden. Damit geriet aber die Theologie in eine Krise. Denn wenn jetzt offensichtlich war, dass in der Bibel ein geozentrisches Weltbild vorausgesetzt wird, dieses aber nicht der Wirklichkeit entspricht – wie soll man dann noch den biblischen Inhalten vertrauen können? War vielleicht die gesamte Bibel irrig?

In der Theologie entwickelte man im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts die sog. Akkomodationstheorie. Sie besagt, dass die Profeten, Jesus und die Apostel sich an das Weltbild ihrer Zeitgenossen angepasst (akkomodiert) haben, um ihre religiöse Botschaft verständlich zu machen. Jesus war zwar – so glaubte man – nach seiner göttlichen Natur allwissend und wusste daher, dass das geozentrische Weltbild nicht richtig war. Aber wenn er das Volk erst über alle naturwissenschaftlichen Irrtümer hätte aufklären müssen, bevor er zu den religiösen Inhalten kommen konnte, dann hätte er die Leute ohne Zweifel überfordert. Für die modernen Menschen aber, die bessere Einsichten in den Weltbau haben, sei es legitim, die biblischen Texte entsprechend auszulegen.

Das Problem war nur: Welche Vorstellungen waren es genau, die als Akkomodationen an die Vorstellungen einer primitiveren Zeit zu beurteilen waren? Was gehörte außer dem geozentrischen Weltbild noch dazu? Isaak de Preyere schrieb ein berühmtes Buch gegen die Teufels- und Dämonenvorstellungen, die sich in vielen neutestamentlichen Texten finden, und wurde heftig deswegen angegriffen. Nach seiner Auffassung handelte es sich bei den betroffenen Menschen nicht um von bösen Geistern Besessene, sondern um psychisch Kranke. Und weiter: Musste man nicht überhaupt alles, was in der Bibel irgendwie nach einem Wunder aussah, ebenfalls als Akkomodation an ein wundersüchtiges bzw. wundergeohntes Publikum bewerten?

8. Das positivistische Weltbild als Kriterium der biblischen Exegese

Im 18. und 19. Jahrhundert entwickelten sich verschiedene Spielarten der Theologie, die einen Konflikt mit den Naturwissenschaften prinzipiell vermeiden wollten. Man muss dies vor dem Hintergrund verstehen, dass die Naturwissen-

schaften gerade einen enormen Aufschwung erlebten. Die Kirchen waren wegen des Streits um Galilei noch immer in der Defensive. Daher erschien es vielen Theologen ein guter Ausweg zu sein, auf dem Gebiet der Naturvorgänge der Naturwissenschaft das Feld zu räumen. Die Naturwissenschaft war im 19. Jahrhundert in ihrer Avantgarde positivistisch eingestellt: Nur was im Alltag oder im Experiment beobachtet werden konnte, galt als wahre Aussage über die Wirklichkeit. Naturgesetze, die schon zum großen Teil entdeckt waren oder gerade entdeckt wurden, regelten den Weltlauf unverbrüchlich. Wenn in biblischen Texten Anomalitäten berichtet wurden, konnte es sich nur um Irrtümer, Akkommodationen oder Betrug handeln. Das betraf nicht nur die meisten Wunderberichte, die über Jesus erzählt wurden – manche suggestive Heilungen waren zur Not akzeptabel –, sondern natürlich auch die Auferweckung Jesu selbst.⁹

Theologen, die das positivistische Weltbild akzeptierten, mussten die Glaubensinhalte ohne die Wunder um und an Jesus begründen. Das konnte man auf verschiedenen Wegen versuchen: Zum einen hatte Immanuel Kant zwar die zu seiner Zeit gültigen Gottesbeweise als logisch unhaltbar zurückgewiesen, aber dann selbst einen neuen, den sog. moralischen Gottesbeweis entwickelt. Demnach folge aus dem Vorhandensein des ethischen Pflichtbewusstseins in unserer Vernunft, dass wir eine unsterbliche Seele haben müssen (ohne ewiges Leben schaffen wir es nicht, die Pflicht vollkommen zu erfüllen) und dass Gott existiert, der dafür sorgt, dass die Pflichtgetreuen ewig selig werden. Kant hat also auf ethischen Grundlagen versucht, das Christentum zu rekonstruieren. Christus selbst war ihm das Urbild des sittlich vollkommenen Menschen. Im Gegensatz zu seiner Erkenntnistheorie ist Kants moralischer Gottesbeweis aber nicht zukunftsweisend gewesen.

Friedrich Schleiermacher ging von einem ästhetischen Zugang zur Religion aus: Wenn wir unsere Stellung als Menschen im Universum reflektieren, dann erleben wir uns selbst als teilweise frei, teilweise unfrei in unserem Verhältnis zur Welt. Dieses Grundverhältnis zur Welt haben wir uns nicht ausgesucht, es kann auch nicht aus anderen Bedingungen hergeleitet werden, da es schon die allgemeinste Aussage über unsere Stellung im All ist. Wir müssen daher dieses Grundverhältnis als ursprüngliche Setzung auffassen und uns selbst als absolut abhängig von der Ursache dieser Setzung. In diesem Gefühl der „schlechthinnigen Abhängigkeit“ sei Gott als Grund unserer Abhängigkeit mitgesetzt.

Von dieser Ausgangsbasis aus gelang es Schleiermacher jedoch nicht, alle wesentlichen christlichen Glaubensinhalte zu rekonstruieren. Ist Gott nur der Grund unserer schlechthinnigen Abhängigkeit, dann muss er nicht unbedingt Person sein. Er muss nicht Ziele setzen und einen Willen betätigen – er kann auch das allen Naturgesetzen zugrundeliegende Prinzip des Zufalls sein oder die

⁹ Zum positivistischen Weltbild vgl. den Beitrag von Tilman Schröder.

Energie, die die Evolution vorantreibt, ohne Rücksicht auf das Wohl oder Wehe der Menschen. Entsprechend fällt aus Schleiermachers Ansatz auch der Glaube an ein ewiges Leben der Individuen heraus.¹⁰

9. Die Aufgabe der Theologie

Heute können wir feststellen, dass es nicht möglich ist, den christlichen Glauben so zu formulieren, dass dabei keine Aussagen über Dinge gemacht werden, die auch Gegenstand der Naturwissenschaft sind. Es gibt kein Christentum ohne die Identifikation der Welt als Schöpfung Gottes – und damit gerät man in die nächste Nachbarschaft zur naturwissenschaftlichen Kosmologie, die ebenfalls die Entstehung der Welt thematisiert. Und es gibt kein Christentum ohne die Hoffnung auf die Auferweckung von den Toten und das ewige Leben – hier ist es die Anthropologie und wiederum die Kosmologie, die die Theologie dazu zwingt, ihren Begriff vom ewigem Leben eines sterblichen Geschöpfes *in Beziehung zu setzen* mit dem naturwissenschaftlichen Wissen (oder den Hypothesen) über die Orte und Modi von Leben überhaupt. Selbstverständlich kann ein Christ bekennen, dass er an den Schöpfer und das ewige Leben glaube, das irgendwo und irgendwie anders sei als alles, was überhaupt gewusst werden könne. Aber dieser Christ wäre dann kein Theologe, weil er sich der Aufgabe nicht stellt, den christlichen Glauben vor dem Wahrheitsbewusstsein der Gegenwart zu verantworten. Sollte es eine Theologie geben, die programmatisch ohne jegliche Kenntnisaufnahme der naturwissenschaftlichen Einsichten arbeiten wollte, so könnte sie der Welt und dem Menschen *in verantworteter Weise* nichts zusprechen, was über naturwissenschaftlich erreichbares Wissen hinausgeht. Eine solche Theologie dürfte die naturwissenschaftlich beschriebene Wirklichkeit nur in einer anderen Sprache ausdrücken, aber keine zusätzlichen Urteile über sie erlauben. Der ihr entsprechende Glaube wäre dann nichts mehr und nichts weniger als eine Anleitung dazu, sich mit den empirischen Grenzen der Welt auszusöhnen. Aus der Theologie wäre dann eine therapeutische Lebensführungskunst geworden. Eine solche ist auch nicht zu verachten, aber die Theologie hätte sich als solche mit dieser Reduktion aufgegeben. Will die Theologie diese Selbstaufgabe nicht vollziehen, so steht sie vor einer anderen Art von Aufgabe, nämlich der, den Dialog mit den Naturwissenschaften zu suchen und zu pflegen. Es geht dabei weder darum, sich von der Naturwissenschaft bestätigen zu lassen, was man selbst nicht beweisen kann; noch darum, die Naturwissenschaft dirigieren zu wollen. Viel-

¹⁰ Wilhelm Herrmann hat, angeregt durch Kant und Schleiermacher, ebenfalls versucht, den Konflikt zwischen Theologie und Naturwissenschaft zu vermeiden. Vgl. dazu den Beitrag von Rainer Mogk in diesem Buch.